

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 203.

Freitag, 28. Juli

1933.

Als Ines aus Leningrad kam

Roman von Maria Renée Daumas

8. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Er ließ das Frühstück für sie servieren und bediente sie mit Zuverlässigkeit und Sorgfalt; nicht anders als sei er wirklich ein junger Ehemann, und sie seine eben angetraute Frau, — und nach und nach taute sie ein wenig auf, milderte sich die große Traurigkeit, die über ihrem ganzen Wesen lag.

Er versuchte sie zu unterhalten, so gut es ging, und ab und zu gelang es ihm sogar, ein Lächeln auf ihr ernstes Gesicht zu zaubern.

Den ganzen Tag über saßen sie dann zusammen, nahmen die Mahlzeiten gemeinsam ein und genossen das schöne Wetter auf Deck.

Und so verging die übrige Reise. — — —

Es war Alfred Webner gelungen, das Vertrauen der sonst so scheuen zurückhaltenden Ines zu gewinnen, er freute sich dessen, und als das Ende der Fahrt heranrückte und sie sich immer mehr der deutschen Grenze näherten, da empfand er ein aufrichtiges Bedauern, daß alles schon zu Ende sein sollte, die Zweifamkeit mit dem Mädchen, das ihm die Erkenntnis gebracht hatte, daß es trotz der leichtlebigen und oberflächlichen Zeit noch immer ernstes und edles Frauentum gab.

„Ich möchte Marianne erziehen, daß sie so wird wie dieses Mädchen“, sagte er sich oft in diesen Tagen; aber er zweifelte selbst ein wenig daran, daß es ihm gelingen würde, und glaubte, daß es bei Marianne Reichardt an der Veranlagung zu solchem Wesen fehle.

„Ich möchte wissen, ob wir uns später einmal wiedersehen werden“, sagte er aus seinem Denken heraus zu Ines.

Sie schüttelte sinnend den Kopf.

„Ich glaube nicht; wir werden jedes in einer anderen Stadt leben. Du wirst verheiratet sein, und ich werde mich meinen Eltern widmen.“

„Und eines Tages wirst du auch heiraten.“ — — —
Sie lächelte.

„Nein“, sagte sie dann bestimmt, „das werde ich nicht tun.“

Er sah sie erstaunt an.

„Wie kannst du das so schroff verneinen? Im Hause deiner Eltern werden reiche und angesehene Männer verkehren, und du wirst bald von vielen umworben werden.“

„Ich werde nicht heiraten“, sagte sie noch einmal.

„Und aus welchem Grunde, wenn es erlaubt ist zu fragen?“

Sie zuckte die Achseln und blickte aufs Meer hinaus, das jetzt spiegelglatt bis zum fernen Horizont lag.

„Hast du jemanden geliebt, um dessentwillen du nun auf alles Glück verzichtest?“ fragte er da leise.

Sie erwiderte keinen Blick nicht.

„Vielleicht — ich weiß es selbst nicht“, sagte sie dann träumend.

Es schien ihm taktlos, weiter in sie zu dringen, aber

er sagte sich, daß sich in der Seele des Mädchens, das der Wille und das Machtgebot anderer aus seiner Umgebung gerissen hatte, ein tragisches Schicksal abgepielt haben mochte, das niemand ahnte und das sie still für sich trug, ohne zu klagen oder andere damit zu beunruhigen.

Obwohl sie ihm deshalb aufrichtig leid tat, verdroß ihn doch der Gedanke, daß sie jemanden lieben könnte. Es peinigte ihn die Vorstellung, daß ein anderer diese reine und zarte Seele ausfüllen sollte, so tiefgehend, daß sie an kein anderes Glück mehr denken mochte.

War es ein Russe aus der Umgebung Stolanins oder gar aus der der Selestoffs?

Und was wäre geworden, wenn diese Heirat, die nur eine Scheinehe darstellte, zu Recht bestanden hätte; wäre sie seine Frau geworden, auch mit der Liebe zu einem anderen im Herzen?

Diese Fragen quälten ihn unablässig bis zum Schluß der Reise und machten ihn ernster und wortkarger, als er sich während dieser Tage gegeben hatte, so daß sie ihn manchmal verstohlen von der Seite ansah und glaubte, sie habe ihn vielleicht mit irgend etwas gekränkt. Und unwillkürlich trachtete sie, zu erfahren, was ihn so still und nachdenklich stimmte.

Er fühlte zuweilen, wie sie ihren großen klaren Blick forschend auf ihm ruhen ließ. Wenn er sie aber ansah, wandte sie schnell den Kopf und blickte in die Weite, und ein zartes Rot färbte dann ihre Wangen.

Je mehr sie sich ihrem Ziele näherten, desto bedrückter wurde er. Er hätte vielleicht kaum selbst zu sagen vermocht, weshalb.

An der deutschen Grenze hatten sie Glück; von keiner Seite wurde ihnen ein Hindernis in den Weg gelegt. Sie passierten glatt als Herr und Frau Ingenieur Webner; das beabsichtigte Versehen war also auf dem russischen Amt bis jetzt noch nicht entdeckt worden.

Als die Pakrevision vorüber war und sie sich wieder gegenüberzogen, blieben sie zunächst eine kleine Weile stumm. Beide waren von dem hohen Erlebten noch ein wenig erregt; es hätte ja leicht möglich sein können, daß der Irrtum in Leningrad inzwischen gemerkt worden war, daß die russische Behörde Einspruch erhoben hätte und sie dadurch in Unannehmlichkeiten geraten wären.

„Das wäre also geglückt“, sagte Alfred Webner endlich halblaut zu Ines.

Sie hob die Schultern.

Er neigte sich vor. „Freut dich das, Ines?“

„Doch“, sagte sie langsam, „für meine Eltern freut es mich.“ Sie sah ihn nicht an.

„Und für dich?“ forschte er. „Habe ich dir keinen Dienst erwiesen?“

Er hätte in diesem Augenblicke gern ein Wort des Dankes von ihr gehört.

Sie aber richtete die Augen auf ihn und blickte ihn

nachdenklich an. „Ich weiß es nicht“, erwiderte sie dann leise.

Er lehnte sich zurück. „Jedenfalls . . . der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen“ . . . Die Komödie ist zu Ende, morgen sind wir in Stettin, dann hat unsere Trennungsstunde geschlagen.“

Ein tiefer Schreck malte sich in ihren Zügen. „Oh, morgen schon?“ Sie sagte es fast unbewußt. „Dann bin ich ganz allein.“

Sein Herz begann schneller zu schlagen. Was konnten diese Worte bedeuten.

„Soll ich bei dir bleiben?“ wollte er fragen, „wollen wir den Schein zur Wirklichkeit machen?“

Schon neigte er sich ihr entgegen, um zu sprechen, da fiel ihm ein, daß er an eine andere gebunden war, die auf ihn wartete; die er in diesen Tagen fast vergessen hatte, und er schloß die Lippen wie in leiser Bitterkeit.

„Wieso allein?“ fragte er gedrückt. „Du kehrest in den Schoß deiner Familie zurück.“

Sie lächelte seltzam.

„Die Pflanze, die man in fremdes Erdreich versetzt, bleibt immer ein Fremdling. Was tut die Tropenpflanze im Norden. Selbst wenn sie nicht eingeht, wird sie sich immer entwurzelt fühlen.“

Er nickte. „Ich kann dich nicht verstehen, und doch möchte ich dich bitten, nicht so verzagt zu sein, sondern mir zu versprechen, wenigstens den guten Willen zu haben und zu versuchen, dich bei den Deinen einzuleben. Ich — ich hätte keine Ruhe, wenn ich dich traurig wüßte.“

Wieder sah sie ihn voll an.

„Es ist gut von dir, daß dich mein Schicksal bewegt, obwohl ich dir eigentlich eine völlig Fremde bin.“

„Nein, nein“, widersprach er lebhaft, „das bist du mir nicht, ich habe dich, glaube ich, in diesen Tagen besser kennengelernt als manch einen Menschen, dessen Freund ich mich nenne. Wirst du mir schreiben, wie du dich bei den Deinen eingelebt hast?“

Langsam schüttelte sie den Kopf. Aber in ihren Augen war eine große Traurigkeit.

„Nein, in deiner jungen Ehe wären die Briefe einer anderen Frau vom Ubel“, sagte sie schlicht. „Es ist besser, wir hören nichts mehr voneinander. Helfen könntest du mir doch nicht, wenn ich mich einsam fühlen sollte, und das würde dich vielleicht beschweren und trübe stimmen, in einer Zeit, wo du glücklich sein willst . . . Sieh, das mag ich nicht.“

Er staunte über ihre Klugheit und den Takt der sonst so Weltunerfahrenen und über die rührende Bescheidenheit, mit der sie ihr Wohl und Wehe hinter das seine zurückstellte. Wieviel Herzengüte mußte in ihr sein.

Er sagte nach ihrer Hand, die wie ein mattgewordenes Blütenblatt in ihrem Schoße lag.

„Aber sag, Ines, wenn du je in Herzensnot sein und eines Freundes bedürfen solltest, wirst du mir dann schreiben? Willst du mir das versprechen, Ines?“

Seine Augen blickten sie so treuherzig bittend an, daß sie nach einer Weile des Nachdenkens nickte; vielleicht nur, um ihn zu beruhigen.

„Ja, das will ich dir versprechen.“

Am Kai in Stettin drängte sich eine kleine Gruppe von Menschen um den Landungssteg, an dem man das Eintreffen des russischen Dampfers erwartete.

Ein hochgewachsener älterer Herr führte eine schlanke, etwas verbliut aussehende Frau am Arm; ein noch sehr junges Mädchen und ein etwa dreizehnjähriger Knabe standen abseits von den Eltern.

„Sieh Mama an“, raunte Robert Michahelles seiner Schwester Dora zu, „sie kann sich, glaub' ich, vor Aufregung nicht mehr auf den Füßen halten; für uns hat sie überhaupt keinen Blick mehr.“

Dora Michahelles, ein bildhübsches Mädchen, zuckte ein wenig mürrisch die Schultern.

„Selbstverständlich, das ist doch klar. Wenn die Ines kommt, — da versinkt die ganze übrige Welt, — ich bin nur neugierig, wie sie aussehen wird.“

„Du, wenn sie nicht nett ist zu uns“, sagte Robert, „lege ich ihr mal einen lebendigen Frosch ins Bett.“

Dora lachte, aber sie widersprach nicht.

„Wer weiß, wie gut und brav sie sich anstellen wird, um den Eltern zu gefallen, und wie sie sich als Ältere über uns erheben wird“, sagte der Junge wieder. „Mama erzählt ja immer, sie sei schon als Kind sehr artig und folgsam gewesen.“

„Was man von dir nicht behaupten kann“, sagte Dora und kniff den Bruder in den Arm.

Der blickte erst verstohlen zu den Eltern hin, dann streckte er der Schwester rasch die Zunge heraus.

„Bäh!“ machte er. „Du hast gut reden, wo Mama schon nervös wird, wenn man mal pfeift oder die Bilcher auf den Tisch schmeißt.“

„Nicht mal singen soll man“, grollte jetzt auch die Schwester, „immer ist es bei uns wie in einem Trauerhause, und alles wegen der Ines und ihrem schrecklichen Lose, wie Mama immer sagt.“

Inzwischen sprach Michahelles zärtlich beruhigend auf seine Frau ein.

„Nicht so aufgeregt sein, Liebste!“ und er streichelte die Hand, die auf seinem Arme lag und trotz der sommerlichen Wärme eiskalt und bläulich weiß war.

Die Gatten liebten sich noch immer wie zur Zeit ihrer jungen Ehe, und nur das Schicksal, das sie durch den Verlust ihrer ältesten Tochter so schwer getroffen hatte, hatte ihr Glück so bitter getrübt.

„Nun muß das Schiff bald eintreffen, dann ist deine jahrelange Sehnsucht gestillt“, sagte der Mann.

Leonie sah ihn an.

„Wenn man sie an der Grenze aufgehalten hat, Albert, oder wenn das Schiff verunglückt ist!“

Er lächelte.

„Das ist Selbsterfleischung, Leonie; dann hätten wir längst ein Telegramm. Da ein solches nicht eingetroffen ist, ist sicher alles gut gegangen, und sie kommen wie erwartet an.“

„Wie mag sie aussehen?“ überlegte Frau Leonie. „Ob sie so hübsch geblieben ist, wie sie als Kind war? Ob sie sich noch ein wenig an uns erinnert?“

Michahelles seufzte. Wie oft hatte in all den Jahren seine Frau die mühsigen Fragen an ihn gerichtet, ohne daß er es doch vermocht hätte, sie zu beantworten.

Er sah sich nach den anderen Kindern um.

„Der Junge wächst wirklich ganz enorm“, sagte er, auf Robert weisend, um seine Frau ein wenig abzulenken und auf andere Gedanken zu bringen.

Aber sie nickte nur zerstreut. „Ja, ja, aber das ist doch jetzt nicht wichtig, die Hauptsache ist, daß sich Ines bei uns einlebt. Glaubst du, daß es ihr bei uns gefallen wird? Sie muß sich doch nach den Verhältnissen, in denen sie in Rußland gelebt hat, bei uns wie eine verwunschene Prinzessin vorkommen.“

„Na also“, sagte Michahelles, „dann wird sie wohl sehr glücklich sein.“

„Und wie gut, daß sie nur diese Scheinehe eingehen brauchte, um aus Rußland fortzukommen. Denke, wenn sie wirklich hätte heiraten müssen, und wir hätten sie vielleicht gleich hergeben müssen“, fuhr die Frau fort, „wie schrecklich wäre das gewesen!“

„Da nun aber das Schicksal alles so günstig geübt hat, so sei doch jetzt zufrieden, Leonie, und sorg' dich nicht um alles mögliche, was gar nicht in Frage kommt.“

„Ich glaube, ihr Männer habt gar kein Verständnis für das Empfinden einer Mutter“, sagte sie traurig.

„Ich denke immer, du kannst dieses Wiedersehen gar nicht so voll empfinden wie ich; und die Kinder ja auch nicht!“ Fast feindselig blickte sie zu den beiden hinüber.

„Da sieh, wie sie lachen und wahrscheinlich von ganz anderen und gleichgültigeren Dingen reden.“

Michahelles konnte die Entrüstung seiner Frau nicht teilen, er empfand sogar in diesem Augenblick ein ausgesprochenes Mitleid mit den beiden Kindern, die in der immer etwas trüben Atmosphäre seines Hauses aufgewachsen waren und sich angesichts der immer traurigen Mutter nie so recht hatten kindlich froh fühlen dürfen.

Jedes bißchen Kindesfrohsinn war bei ihnen stets im Reime erstickt worden. (Fortsetzung folgt.)

Alter deutscher Rathsaal.

Von Ludwig Bäte.

Die Wände sind hoch getäfelt. Abgefessene Ledertissen liegen auf den schmalen Bänken. Die Decke hängt mit schweren Eichenbalken tief in den Raum. Von dem mittelften schaukelt eine gotische Leuchterkrone. Im Ringe läuft eine Jagd mit hegendem Wild und bellenden Rüden, denen der Schaum vom Munde fließt. Darüber lehnen Adam und Eva und Nähr-, Wehr- und Lehrstand. Das Renntiergeweih zwischen den geschmiedeten Hausmarken alter Bürgerfamilien soll Königin Christina von Schweden, Gustav Adolfs Tochter, geschenkt haben. Über der Wandtäfelung schauen Gelehrten- und Soldatenköpfe mit diden Allongeperücken und spiegelndem Harnisch in den Saal, klug, energisch oder lässig, drohend und freundlich, wach oder müde. Dreihundert Jahre drücken schwer. In den Fensterpfeilern haben die ehemaligen Zimmungen in kostbar geschnittenen Schränken ihre Stiftungsbriefe und die Urkunden der von ihnen betreuten Armenhäuser untergebracht. Durch die Bleitüren der hohen Fenster sieht man auf den Markt mit St. Marien, die Stadtwage und die steilen, bunfarbigen Treppengeißel, erblickt man das bescheidene, von dem Chor der Kirche überschattete Haus, in dem der Stadt bedeutendster Sohn geboren wurde. Über die Bürgerdächer schiebt sich der grüne Dom, und das Denkmal eines ehemaligen Bürgermeisters lugt geruchig aus einem Veet voll roter Wombrezien.

Seit fünfhundert Jahren berät man hier über das Geschick der Stadt. Feinde lagerten vor den Toren, sollte man sich ergeben? Die Wälle mußten verstäkt werden, die Brunnen schöpfen nicht mehr genug Wasser. Das uralte Leinengewerbe ging zurück, die Reformation verlangte Einlaß, Friedrichs II. Soldaten requirierten, Napoleons Krieger schossen mit Brandgranaten ins feilblaue Schieferdach. Dann legte man die Schlüssel der Stadt in die Hände eines fremden Königs, riß die Wälle ein, um für das rasche Anwachsen Luft zu schaffen, Fabriken begannen zu qualmen, neue Kriege kamen, die Armut wuchs, oft drückte die Sorge um den nächsten Tag wie Blei.

Die Ambassadeure lächeln leise aus ihren schwarzen Rahmen. Fünf Jahre hat man hier um die Beendigung des bösesten aller Kämpfe gerungen, der schon ein Vierteljahrhundert getobt, als man sich endlich zu einer Konferenz bequante. Alles war damals schon wie heute gewesen, die braune Täfelung, der schaukelnde schmiedeeiserne Leuchter, die Wandschränke mit ihren dunkel bemalten, krausen Allegorien. Auch der Magistratsdiener hatte den gleichen ergebenen Gang gehabt, wenn er mit einer neuen Ladung von Alken in den Saal trat, und es schien damals schon so, als hätte er sich noch kurz vorher in der darunter liegenden Ratstrinkstube, die seiner Verwaltung unterstand, heimlich an Malvasier oder welschem Rotwein gestärkt. Und dann war es doch endlich Friede geworden, und sie fuhren, zufrieden oder mißvergnügt, bei herblichem Regenwetter in ihren schweren Kaleschen davon, voll Erwartung auf die gestrengen Mienen ihrer Souveräne. Der eine hatte von einer goldenen Ehrenlette geträumt und war voll guter Zuversicht gewesen, seinen Baron in einen Grafen umzuwandeln, der andere wollte froh sein, wenn man ihm sein Amtlein am Hofe ließ und ihn nicht für das verantwortlich machte, was ein schlauerer Gegner ihm zähe abgerungen.

Im Saale aber hatte man feufzend die Rechnungen über den vertrunkenen Wein, die Quartierlasten und die mancherlei Ehrengeschenke an Humpen, Prunkgewand, Pferden und Hafer zusammengezählt und eine neue Schätzung der Bürger, wenn auch mit blutendem Herzen, erwogen. Dann aber waren die Fenster weit aufgeworfen worden, um den lieben Frieden endlich einzulassen, und vom Turmumgang von St. Marien hatten die Stadtzinkenisten ihren Choral über Gerechte und Ungerechte geblasen, und es wollte dem Rechtskundigen Ersten Bürgermeister fast so erscheinen, als sei die Zahl der Letzteren in den bösen Versuchungen der langen Jahre beträchtlich über die Menge der Guten hinausgewachsen.

Späte Enkel säumen die gleichen Tische und haben die gleichen Sorgen und ihre trotz allem immer von neuem aus dem Schutt grünende Stadt. Das macht ernst, aber auch zuversichtlich und gläubig. Denn wie die Rot jedesmal an die eisenbeschlagene Tür des Saales der Väter pocht, so lehrt auch die Freude zurück, wenn gleich seltener und von bescheidenerer Dauer.

Der gotische Leuchter wiegt sich leicht im hereinreichenden Winde. Von der Wand leuchtet das graue Sehnsuchtswort des Lukas-evangeliums: „Und Friede auf Erden“ über werdende und vergehende Geschlechter und will doch niemals Wahrheit werden.

Denn wo Menschen sind, ist ewig Kampf. Bis eines Tages der letzte seines Geschlechtes eingeht in das Licht, das die Erfüllung sein wird. Und wofür zu arbeiten unsere Aufgabe ist, so schwer gewesene Zeit und Gegenwart lasten.

Kämpfe mit Riesenschlangen.

Ziertragödien im tropischen Urwalde.

Von Karl Waldemar.

Furcht vor Schlangen? Den Kulturvölkern angeboren, wächst sie mit ihnen auf. Aus diesem Grunde werden die Reptilien meist unterschiedslos getötet. Die wilden Völker wissen harmlose Schlangen von giftigen zu unterscheiden, töten aber beide, denn die Schlangenhaut ist wertvoll.

In Südamerika besonders gilt die Jagd den Riesenschlangen, die allesamt nicht giftig sind. Unter diesen ist die prachtvoll bunte Königsschlange zumeist begehrt, auch weil ihr Fleisch von den Wilden gern gegessen wird. Gefährlich werden Riesenschlangen dem Menschen nur, wenn er sie angreift, dem Tiere, wenn sie lange nichts gefressen haben. Sie halten es anderthalb Jahre lang ohne Nahrung aus. Bei Hunger gehen sie nachts auf Raub. Nehe, Schafe, Wildschweine und dergleichen sind die Opfer, die noch lebend verschlungen werden. Ging eine Boa Konstritor doch sogar einmal auf einen Büffel los. Gewohnheitsmäßig schlängelte sie sich zuerst um seinen Leib, um ihm die Knochen zu zerdrücken. Der Stier raste davon. Er konnte sich mit seinen Hörnern der Schlange nicht erwehren und jagte mit ihr durch die Pampa, bis er erschöpft zu Boden sank. Doch brachte sie den fetten Bissen nicht hinter und eskidierte daran.

Die Indianer suchen Riesenschlangen in Höhlen oder im Buschwerk auf. Dort trennen sie ihnen mit ihrem Tomahawk den Kopf vom Rumpfe. Das muß blizschnell geschehen, sonst wendet sich das Blatt. Die Schlange beißt dem Angreifer in die Hand und windet sich um seinen Leib. Dadurch macht sie ihn wehrlos. Das alles erfolgt so rasch, daß keine photographische Platte imstande ist, es aufzunehmen. Die Rothäute sind darauf gefaßt. Zu zweien und zu dreien begeben sie sich auf die Schlangenjagd. Wird einer beim Kampf umzingelt, so nimmt der andere seine Machete und schneidet damit der Schlange den Kopf ab.

Das interessanteste aller Schlangenabenteuer in den letzten Jahren ist dem Forscher Hasler zugefallen. Er hielt sich an den Ufern des Orinoko auf, durchstriefte den Amazonas-Urwald und schoß einen Steinadler, der von den gegenüber liegenden Felsen kam. Der Vogel stürzte in die Fluten. Bald tauchte aus dem schmutzig gelben Wasser des Stromes der Rachen eines großen Krotobiles auf, ergriff die Beute und schwamm auf eine Sandbank inmitten des Flusses.

Noch hatte der Riesen-Kaiman seine Mahlzeit nicht beendet, da näherte sich von der anderen Seite eine Königsschlange, die sich nur langsam fortbewegte und sich auf die Sandbank schob, sich hier zu sonnen. Sie war mindestens acht Meter lang. Das bunt gefledete Riesen-Reptil näherte sich immer mehr dem Krotobil. Da spritzte der Sand auf, und der Kaiman öffnete den Rachen. Im gleichen Augenblick war er dreimal umschlungen. Blistartig. Und nun begann ein Ringen auf Tod und Leben. Das Krotobil versuchte immer wieder, sein gewaltiges Gebiß dem Feind näher zu bringen — umsonst, die Schlange war nicht zu erreichen. Man sah nur, wie sie sich immer fester um den Leib der Riesenschlange wand und wie dies auf dem Lande sonst so träge Tier mit seinem schweren Schwanz den Sand nach allen Seiten schlug. Dann lagen beide Tiere regungslos.

Die Sonne neigte sich indessen dem Horizonte zu, und in der Dämmerung nahm der Forscher wahr, wie sich das Krotobil mit seiner Last dem Wasser zu bewegte. Bald peitschte es die Flut wütend mit dem Schwanz. Dann wurde es still. Die Fluten deckten alles zu. Der Schrei des Jaguars mahnte Hasler, seinen Rückweg anzutreten. Am nächsten Morgen zog es ihn noch einmal zur Sandbank hin. Da lagen die Ungetüme wieder wie am Tage zuvor. Es schien als wären ihre Kräfte jetzt gebrochen. Leblos ruhten sie im Sande. Um sich Gewissheit zu verschaffen, nahm der Forscher Steine und warf nach ihnen. Er traf den Kopf der Gasse. Sie fuhr wild auf. Der Kampf entbrannte aufs neue. Aber die Schlange loderte ihre Umklammerung nicht, bis beide Tiere wieder im Wasser verschwunden waren.

Der dritte Tag erst sollte die Entscheidung bringen. Das Krotobil lag unbeweglich auf der Sandbank, die Schlange zusammengerollt nicht weit davon. Der Forscher wollte Gewissheit haben und ließ sich durch ein Boot hinüber fahren. Das Krotobil war tot. Die Schlange lebte, aber sie vermochte sich kaum zu rühren. In vielen Stellen war ihre Haut zerfetzt, und nur die Doppelzunge, die sie weit herausstreckte, verriet, daß sie am Leben war. Sie hatte ihrem tapferen Gegner die Kehle zugeschnürt und war dadurch als Sieger aus dem wohl schwersten Kampfe ihres Lebens hervorgegangen.

Einen völlig anderen Verlauf nahm ein Kampf, den eine Riesenschlange im Sokoto-Gebirge in Westafrika befechten mußte. Der Python wand sich, wie es die Gewohnheit dieser Tiere ist, auf einen hohen Baum. In halber Höhe wurde er plötzlich mit eisernem Griff umklammert und sah sich gleich darauf einem wilden ausgewachsenen Gotilla gegenüber. Der Menschenaffe, dem selbst Löwen aus dem Wege gehen, hatte sein Ruhelager in den starken Zweigen aufgeschlagen und sah sein Einsiedlerleben bedroht.

In rasenden Windungen suchte das Reptil ihn zu umschlingen. Doch hatte es nicht mit dem außerordentlich scharfen Gebiß des Affen gerechnet, von dem Forscher berichtet haben, daß er einen Gewehrtau durchbeißen kann. Ein rasender Kampf begann. Später wurde die Schlange leblos, in zwei Teile getrennt, unter dem Baum gefunden.

In der Nähe Haiderabads hatte ein Inder große Besitzungen. Er feierte seinen Geburtstag. Eine größere Gesellschaft war geladen, die nach Tisch mit ihm beim Tee in seinem Garten saß. Die Kinder ergötzen sich am Spiel, und da die Hitze unerträglich war, so nahmen sie ein Bad im nahen Gadawari. Bald darauf hörte man sie laut um Hilfe schreien. Die Männer sprangen erschreckt auf und liefen an den Fluß hinunter. Da sahen sie den Sohn des Besitzers, einen Knaben von sieben Jahren; den nackten Körper hatte eine große Tigerschlange umschlungen. Die Männer stürzten sich sofort mit Stöcken und Messern auf das Reptil, das Kind von dessen Umklammerung zu befreien. Im nächsten Augenblick aber riß sich die Schlange von dem Knaben los und hatte blickschnell gleich zwei von den Angreifern umzingelt. Ein dritter besaß Geistesgegenwart genug, rasch seinen Revolver hervorzuziehen. Er schoß die Schlange aus nächster Nähe in den Kopf. Sie war neun Meter lang. Den Anlaß zu dem graufigen Abenteuer hatte der Knabe gegeben, als er mit einem Riemen nach der Schlange schlug. Greift man diese Tiere nicht an, so lassen sie den Menschen unbehelligt.

Am nächsten Tage war die Tür zum Zimmer des Inders mit einer Girlande umrahmt — die Haut der Tigerschlange sollte dem Schicksal seine Dankbarkeit bekunden!

Die Sache mit dem „o.“

Von Willy Rath.

Wir fanden ihn in heftigster Laune. Er haderte, schien's, mit der ollen ehrlichen Schreibmaschine. Aber rasch erfuhren wir: es war nur wegen des Buchstabens „o.“

„E — eh — Es verleidet mir die Maschine —“ tobt er, „und die deutsche Sprache! Die Tippmaschinerie beweist es immer wieder, daß dieses ooo, dieser unschöne Laut, dieser Blechklang, farbenmäßig kann ich mir ihn nur als Blaugelb vorstellen — daß der auch noch der weitaus häufigste Buchstabe in unserer sonst so schönen Muttersprache sein muß! Die o-Type verschmiert sich immer zuerst am Farbband, sie ruht sich am raschesten ab! Und jetzt ist sie mir noch richtig abgebrochen!“

„Das o ist also ein Mörderer“, warfen wir sanft ein. „Es arbeitet am meisten und wird am wenigsten geliebt! In deiner Abneigung pflegst du es sicher beim Tippen brutal zu behandeln.“

Hadebrand — wer sonst konnte es sein? — warf die Arme auseinander. „Weiß ich nicht. — Die Maschine ist mir doch als widerstandsfähig verkauft worden — teuer genug! Aber natürlich: ausgerechnet dieser verdammte ooooo-Buchstabe muß buchstäblich abspringen, streifen, mir die Arbeit kören — denn wie will ich ohne dieses eklige ewige oooooo auch nur eine Zeile schreiben! — und Unkosten verursacht's obendrein! Hab' mich eben fernsprechend erkundigt: acht Mark fünfzig kostet mich der Spaß, den das o-Biest sich gemacht hat!“

„Dieser Schmerz wäre dir vielleicht zu ersparen...“ Wir hatten aus Erbarmen ungewöhnlich scharf nachgedacht. „Du hast doch noch ein o auf der Maschinerie — da: das „o“, mit dem accent aigu!“

„Mensch! Ich kann doch nicht schreiben, mit lauter accents...! Oder: Liöbs Klöins...!“

„Vorsicht, Hadebrand!“ flüsteren wir. „Blinde Wut führt zur Vertrottelung... Denk nach! Beinahe nie brauchst du den accent. Feil ihn doch einfach ab!“

Sein offenes Antlitz vertärlerte sich in reinsten Schadenfreude. Es war wirklich, als sei das o ihm ein feindliches Lebewesen, ein gottverhaßter Mitmensch. Während er eine Feile suchte und schließlich sogar fand und eifrig zu feilen anhat, ward seine Seele zusehends ruhiger. Er versiel in elegische Betrachtung:

Wenn dem o-Anfug der Sprache so leicht abzuwehren wäre! Was müssen das doch für Kerle gewesen sein, die alten Germanen — gegen uns — nach ihrer Sprache zu schließen! Sie sagten „bindan“, findan“ für binden, finden — „biotan“ für bieten — „Wolla“, „Junga“ — „gibolfan“ für geholfen — „sconi“ für schöne — „gotiu“ für gute — „horjan“ für hören — „Seiwala“, glaub ich, für Seele... Herklich! Aber im Mittelhochdeutschen griff ja die elende e-e-Verwechslung schon um sich. Wir könnten mindestens so Manuvoll reden wie die Italiener, wenn wir nicht die Sprachverbrecher ab Anno Tausend gehabt hätten! Ein Sammer!“

Wir gingen gemeinsam noch eine Weile der Sache nach, auf die uns dieser kleine Unfug des blässen o gebracht hatte. Sahen aber keine Möglichkeit einer bessernden Rüdentwidelung.

Nur auf die Kleinigkeit einigten wir uns schließlich: fortan noch mehr entbehrliche e, an Wort-Enden namentlich, abzuwerfen. Bei Dativem z. B. und namentlich in der Befehlsform, wo sie sogar falsch und irreführend sind, sintemal der Imperativ „komm!“ heißt und nicht „komme“ und so. Und dann, daß wir, soweit es unsere Zeit beim Schreiben erlaube, den guten Versdichtern tunlichst in der Prosa nach-eifern und e-Wörter vermeiden sollten, wo a, i, o, u-Wörter oder -Silben zum Ersatz vorhanden sind...

Mittlerweile war's Hadebrand gelungen, den Schragstrich über dem fremden o tatsächlich abzuweifen. Er strahlte wie ein Junge nach vollbrachtem Jungensstreich. Gelobte aber: „Außerdem wird die Taste nach Möglichkeit weiter geschont! Mein Stil kann dabei nur... gewinnen!“

Neue Bücher

* „Deutsches Land am Deutschen E.“ Im Verlag von Belhagen u. Klasing in Bielefeld erschien soeben ein neues, zugleich volkstündliches und volkstümliches Buch: „Deutsches Land am Deutschen E.“ von Karl Ehardt und Franz Martin. Es nennt sich im Untertitel ganz schlicht „Ein rheinisches Heimatbuch für Schule und Haus“, ist aber doch ein vortreffliches und keineswegs nach „Schule“ schmiedendes Hausbuch für jeden Deutschen. Denn der deutsche Rhein ist ja der deutsche Strom, der mit seinen Nebenflüssen und Bergen und Tälern den Teil unseres Vaterlandes umschließt, dem die Liebe und Sehnsucht aller Deutschen gilt. Zudem behandelt das Buch nicht in ermüdender Vollständigkeit den Rhein von der Quelle bis zur Mündung und verliert sich auch nicht in jene Einzelheiten und Einzelfragen, die nur örtliche Bedeutung haben. Alle echten deutschen Dichter, die der Rhein und der Wein zu Liedern begeistert hat, sind in der Sammlung vertreten: von Brentano bis Zerkulen. Auch die Prosastücke umfassen das beste deutsche Schrifttum von den bekannten älteren Namen bis zu Wilhelm Schäfer, Versh, Jakob Kneip und Theodor Seidenfaden; und daneben die in der allgemeinen Literaturgeschichte weniger genannten Schriftsteller, deren große Heimatliebe sie zu begeisterten Rüdern ihres Landes machte.

* In Reclams-Universal-Bibliothek (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam Jr., Leipzig) erschien: Morih Jahn: „Frangula“ oder „Die himmlischen Weiber im Wald“. Mit einem Nachwort von Börries Frhr. von Münchhausen. U.-B. Nr. 7211. Die wilde und harte Zeit des Dreißigjährigen Krieges wird unerhört lebendig. Die kräftige, reine und urwüchsigste Sprache ist dem Stoff vollkommen angepaßt. Trotz Greuel und Ungeheim der geschilderten Zeit ist die Darstellung doch im tiefsten Grunde sittlich und keusch. — Ruth Schaumann: „Ave von Rebenhagen“. U.-B. Nr. 7212. Eine Märchenovelle, durchstrahlt von dem unbedingten Glauben an die Tatsächlichkeit der Phantasiwelt, besetzt von so vielen schönen, allgemein-menschlichen Empfindungen und dem Wohlklang einer schlichten Sprache. — Otto Gmelin: „Konrad in reite“. U.-B. Nr. 7213. Ein Stück deutschen Heldentums und deutscher Tragik, das tief ans Herz greift. — Werner Bergengruen: „Die Feuerprobe“, Novelle. U.-B. Nr. 7214. Die Feuerprobe geht um die Ehre der Frau — und das furchtbare Gottesurteil mittelalterlicher Inquisition fällt zu ihren Gunsten aus. — Hans Frank: „Fort damit“, Novelle. U.-B. Nr. 7215. Im Brennpunkt des Geschehens steht der Kampf zwischen Volksmythos und Technik, die mit ihrer vorurteilsfreien Förderung „Fort mit allem, was dem Verleht, und somit dem Fortschritt im Wege steht“ diesen Kampf einem tragischen Ende zutreibt. — Josef Ponten: „Aus griechischer Landschaft“. Landschaftsbilder II. U.-B. Nr. 7216. Ponten ist es wunderbar gelungen, in der Schilderung des wirklichen gegenwärtigen Griechenland immer wieder das alte große Vaterland unserer Seele durchschimmern zu lassen.

* Marie Amelie von Godin: „Ellen Ammann“. Ein Lebensbild. (Verlag Köhl u. Pustet, München.) Das von Freundinnenhand geschriebene Büchlein zeigt die bekannte Führerin der katholischen Frauenbewegung, Ellen Ammann, in ihrem Leben und Wirken im öffentlichen Vereins- und Parlamentswesen und auf den stillen Pfaden der Mutter, Gatten- und Nächstenliebe. Stille Festigkeit, eine aus religiösen Kräften gespeiste Betätigung und eine Fülle von erfolgreichem Tun sind die Merkmale dieses Frauenlebens.